

DIE LETZTE FESTUNG DER MODERNE

ZUR GESELLSCHAFTLICHEN ROLLE DES ÖKONOMEN

≡ Torben Lütjen

»*Funeral by Funeral, Economics does make progress*«¹

Wenn die Bedeutung einer Wissenschaft nach der Genauigkeit und Treffsicherheit ihrer Voraussagen beurteilt werden würde, dann dürfte die Volkswirtschaftslehre keine große Rolle spielen, weder hier noch in irgendeinem anderen Land. Doch so ist es natürlich nicht. In den Jahren nach dem Ausbruch der Finanzkrise hat man zwar immer und immer wieder und mit einiger Schadenfreude die unzähligen Fehlprognosen zitiert, die auch und gerade den vielen internationalen Koryphäen unter den Wirtschaftswissenschaftlern unterlaufen sind: dass fast niemand von ihnen den Zusammenbruch hat kommen sehen; dass nur wenige überhaupt die globale Ansteckungsgefahr durch die amerikanische Immobilienkrise richtig eingeschätzt haben; dass schließlich die Anhänger einer reinen Lehre unter den Ökonomen der amerikanischen Regierung empfahlen, die Bank Lehman Brothers einfach pleitegehen zu lassen – was dann schließlich eine Schockwelle durch die Märkte schickte, die bis heute nicht gebrochen ist.²

Und doch sind die Ökonomen weiterhin eine wichtige Stimme im öffentlichen Diskurs geblieben. Man kann ihnen nicht einmal vorwerfen, sie würden sich ungefragt ins Rampenlicht drängeln. Als sei nichts geschehen, werden sie nach wie vor um ihre Prognosen gebeten, erbittet man ihren Rat zur Lösung schwieriger Probleme und bietet ihnen reichlich publizistischen Freiraum, um den Bürgern die Krise zu erklären oder auch untereinander zu streiten. So besichtigen wir eine Wissensdisziplin, die sich von der Frage nach der praktischen Relevanz ihres »Wissens« in beneidenswerter Weise unabhängig gemacht hat. Obgleich der Irrtum institutionalisiert erscheint, firmieren die wirtschaftswissenschaftlichen Ratgeber der Bundesregierung weiterhin als die »Fünf Weisen« – das ist schon eine erstaunliche Leistung.

Kurz gesagt: Vom angeblichen Bedeutungsverlust der professionellen Gesellschaftsinterpreten und Produzenten von Sinnzusammenhängen – den Intellektuellen also – kann bei den Ökonomen nicht wirklich die Rede sein. Allein: Sind Ökonomen überhaupt Intellektuelle?

1 Vgl. Paul A. Samuelson, *Credo of a Lucky Textbook Author*, in: *Journal of Economic Perspectives*, H. 2/1997, hier S. 159.

2 Vgl. exemplarisch für viele andere Kritiken das Schwerpunktheft des *Economist* über den Zustand der Disziplin vom 16. Juli 2009.

Das klingt ketzerischer, als es gemeint ist. Von Karl Marx über Joseph A. Schumpeter und John Maynard Keynes zu Milton Friedmann und Friedrich August von Hayek: Seit dem 19. und verstärkt dann im 20. Jahrhundert gehörten die Ökonomen gewiss zu jenen, die in besonderer Weise das Zeitalter der Ideologien mit ihren Ideen beeinflusst haben und deren Theorien buchstäblich Weltgeschichte geschrieben haben. Wie wäre die Geschichte der Arbeiterbewegung wohl ohne Marx' Kapitalismusanalyse verlaufen? Hätte es ohne Keynes' Vorarbeiten zu seiner »General Theory« den »New Deal« gegeben? Wären die neoliberalen Reformer Margaret Thatcher und Ronald Reagan ohne das intellektuelle Fundament von Friedman und Hayek ans Ziel gekommen?

Und doch bleibt da ein intuitives Zögern, und das hängt wahrscheinlich damit zusammen, dass man sich den Typus des modernen Ökonomen habituell nicht so richtig in den rauchgeschwängerten Kaffeehäusern Londons im 18. Jahrhundert vorstellen kann und so recht auch nicht im französischen Rokoko-Salon, jenen Orten also, die man gemeinhin für die Keimzelle intellektuellen Lebens der europäischen Moderne hält.³ Der Intellektuelle hat schließlich ein wenig die Aura der Subversion, auch der Radikalität, wenn gleich manche von ihnen der Macht später dann sehr nahe gekommen sind. Der Ökonom aber ist in unserem heutigen Verständnis eher etwas anderes: Er ist Experte. Anders als der Intellektuelle muss der Experte nicht von außerhalb des Establishments intervenieren; das Establishment ruft ihn und betraut ihn mit einer bestimmten Aufgabe. Der Experte fühlt sich weniger für das »große Ganze« zuständig. Er ist vielmehr Spezialist, verfügt über Kenntnisse, die er sich durch eine besondere Ausbildung angeeignet hat.

Es ist aber genau dieses Pendeln zwischen Experten- und Intellektuellen-tum, das dafür gesorgt hat, dass den Ökonomen die »Krise der Intellektuellen« wenig betroffen hat. Im Gegenteil: Es ist wohl erst die Krise anderer Sinnvermittler und Ideenproduzenten, die seinen Aufstieg ermöglicht hat. Der Ökonom hat nämlich eine der folgenreichsten Wendungen in der Intellektuellengeschichte niemals mitgemacht: Er ist und war nie postmodern. Als viele Intellektuelle selbst zu dem Entschluss kamen, es gäbe ohnehin keine privilegierte gesellschaftliche Beobachterposition mehr, alles hinge vom jeweiligen Ort der Betrachtung ab, determiniert von den jeweiligen sozialen, kulturellen und historischen Prägungen und Perspektiven, da begann ihr Rückzug als gesellschaftliche, politische und moralische Normensetzer. Und da der Geist der Postmoderne mit seiner Methode des spielerischen Changierens zwischen verschiedenen Teilperspektiven, die alle für sich ihre eigene diskursive Gültigkeit besitzen, fast sämtliche Sozial- und Geisteswissenschaften gründlich

3 Vgl. Lewis Coser. *Men of Ideas. A Sociologist's View*, New York 1969.

umkrempele, schrumpfte das Reservoir an deutungsfreudigen, markant argumentierenden Intellektuellen.

Dass die Ökonomen diesen Weg in die Postmoderne nicht mitgegangen sind, hat gewiss viele Gründe. Vor allem aber hat die Disziplin früh eine andere Entwicklung genommen als die übrigen Sozial- und Geisteswissenschaften. Zunächst einmal entstand die Ökonomik relativ spät. Natürlich hat auch sie ihre Vorläufer. Doch als eine Wissenschaft, der es um die Effizienz des richtigen Wirtschaftens geht, um die Frage, wie Wohlstand entsteht, begann die Ökonomik wohl tatsächlich erst im Zeitalter der Aufklärung mit ihrem Glauben daran, dass die Funktionsweise menschlicher Gesellschaften ebenso studiert und verstanden werden kann wie die Naturgesetze.⁴ Als Adam Smith 1776 in »The Wealth of Nations« die Verfolgung des eigenen Interesses als wohlstandsschaffendes Prinzip entdeckte, da begann sich – vom Autor gewiss nicht beabsichtigt – die Sphäre der Ökonomie von überkommenen moralischen Vorstellungen zu lösen und als eigenes Fach mit eigenen Regeln zu konstituieren. Das erlaubte es, Modelle zu konstruieren, die menschliches Verhalten ganz ohne Aussage über ihre normative Richtigkeit erklären, berechnen oder voraussagen sollten. Funktionieren konnte so etwas jedoch nur, wenn man einige zentrale Annahmen festlegte: Der Mensch war ein rationaler Nutzenmaximierer; im freien Austausch mit anderen handelte er im Großen und Ganzen stets rational; und deswegen war auch der Markt selbst insgesamt eine rationale Veranstaltung.

Doch auch lange nach Adam Smith blieb die Ökonomik vorerst noch eine Sozial- und Geisteswissenschaft unter anderen, die mit ihren Nachbardisziplinen in einem engen Austausch stand. Etwas anderes musste noch hinzukommen, um sie in jene deutungsmächtige Rolle schlüpfen zu lassen, die sie letztlich bis heute innehat – und das war die Mathematisierung der Wissenschaft, die erst im 20. Jahrhundert einsetzte, sich nach 1945 jedoch rasant beschleunigte. Als die Ökonomen begannen, ihre Erkenntnisse in komplizierte mathematische Formeln zu verpacken und dann auch noch die neuen Methoden der statistischen Datensammlung für sich entdeckten, da veränderte sich etwas im Kern dieser Wissensdisziplin. Im Selbstverständnis vieler Ökonomen entwickelte man sich ab dieser Zeit in Richtung der »harten« Wissenschaften: der Naturwissenschaften oder der Mechanik, deren Sprache ja schließlich ebenfalls die Mathematik war. Das trennte die Ökonomik fortan nicht nur von den Geisteswissenschaften, deren Kind sie doch ursprünglich gewesen war, sondern führte auch zu massiven Verständnisproblemen seitens der Politik, der doch eigentlich die Aufgabe zufiel, diese Erkenntnisse zu verarbeiten. Das war der Grund dafür, dass die Ökonomik – vor allem nach

4 Eine schöne Einführung für Nicht-Ökonomen leistet auch weiterhin der »Klassiker« von Robert L. Heilbroner, *The Worldly Philosophers. The Lives, Times and Ideas of the Great Economic Thinkers*, New York 1999.

1945 – zur dominierenden Beratungswissenschaft aufstieg, dass es bald in allen westlichen Demokratien Sachverständigenräte gab und Ökonomen in großer Zahl in staatlichen Bürokratien ihr Auskommen finden konnten.⁵ Denn welcher Nicht-Spezialist und Nicht-Experte sollte sich auf die Fachsprache der Ökonomen noch einen Reim machen?

Verständlich also, dass die Ökonomen angesichts solch glänzender Perspektiven den postmodernen Relativitäts-Limbo nicht mittanzen mochten. Ganz im Gegenteil: Als man anderswo begann, den Universalperspektiven der Vergangenheit abzuschwören, fingen die Ökonomen mit ihrer ganz eigenen Vermessung der Welt erst richtig an. Statt des flotten und jederzeitigen Perspektivwechsels betrachteten sie die Welt dabei stets von derselben Warte aus und immer durch die gleiche Brille. Ihnen war der archimedische Punkt nie verloren gegangen: Die ganze Welt funktionierte wie ein gigantischer Markt, in dem rationale Individuen tagtäglich bei ihren Entscheidungen den Nutzen einer Sache gegen deren Kosten kalkulierten. Das klingt simpel – aber die Wirkungen waren gewaltig. Und am deutlichsten wird das vielleicht, wenn man einmal nicht die Arbeiten auf dem Gebiet der Konjunkturforschung betrachtet, sondern stattdessen jene Spielarten der Disziplin analysiert, die ganz andere gesellschaftliche Bereiche ins Blickfeld nehmen. Der Chicagoer Ökonom Gary Becker war einer der Ersten, welche die Gesetze und Modelle der Wirtschaftswissenschaften auf fast jeden sozialen Tatbestand angewandt haben: Suizid, Heiratsverhalten, Drogenkonsum und so weiter und so fort – Becker hat buchstäblich vor nichts halt gemacht und seit den 1960er Jahren so ziemlich jeden gesellschaftlich relevanten Tatbestand rigoros durchanalysiert⁶; 1991 wurde er dafür mit dem Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften ausgezeichnet. Bekommen haben muss er ihn für die Eleganz seiner Modelle, kaum für die empirische Relevanz seiner Arbeiten. Neben vielem anderen befürwortete der Republikaner Becker auch die Todesstrafe, da sie nach seinen Modellen eine eindeutig abschreckende Wirkung auf zukünftige Straftäter zeigen sollte. Dass man diese Theorie im Hinblick auf die Mordrate in den USA zumindest fragwürdig finden kann, hat ihn dabei nicht besonders irritiert. Und trotz alledem kann kein Zweifel an dem Einfluss bestehen, den Beckers Theorien und die seiner Nachfolger auf manche Nachbarwissenschaften ausübten: Seit dem Siegeszug der Wirtschaftswissenschaften dominieren etwa auch in der Politikwissenschaft die traurigen, ganz und gar menschenleeren Reduktionsmodelle der Ökonomen. Als »imperialistische Wissenschaft« hat daher der britische Philosoph John Dupré die Wirtschaftswissenschaften bezeichnet, weil ihr Rationalitätsdogma nicht nur in andere Wissensbereiche diffundiere, sondern generell den Anspruch erhebe, konkurrierenden Me-

5 Vgl. für Deutschland Tim Schanetzky, *Die große Ernüchterung. Wirtschaftspolitik, Expertise und Gesellschaft in der Bundesrepublik 1966 bis 1982*, Berlin 2007.

6 Vgl. Gary Becker, *The Economic Approach to Human Behavior*, Chicago 1978.

thoden und Theorien überlegen und dabei auch noch universell einsetzbar zu sein, ohne Rücksicht auf kulturelle oder historische Kontexte. Eben: eine der letzten Universaltheorien unserer Zeit.⁷

Nun mag man gegen all dies einwenden, dass die Volkswirtschaftslehre keinesfalls eine so monolithische Wissenschaft ist, wie hier dargestellt. Natürlich gibt es Ökonomen, die schon vor längerer Zeit das Dogma vom rationalen *homo oeconomicus* in Frage gestellt haben – und ebenso die Annahme, auf einem offenen Markt herrsche stets perfekte Information und Transparenz. Und schon eine oberflächliche Lektüre der Tagespresse reicht aus, um zu wissen, dass seit Ausbruch der Finanzkrise die Friktionen zwischen den verschiedenen Lehrmeinungen innerhalb des Faches außerordentlich zugenommen haben, besonders in den USA. Doch interessant dabei ist, dass nur wenige Ökonomen deswegen die Wirksamkeit ökonomischer Makro-Modelle insgesamt in Frage stellen und fordern, man sollte sich – wie es einmal die »historische Schule« in Deutschland getan hatte – auf die Analyse überschaubarer Einzelereignisse konzentrieren und stärker die jeweiligen kulturellen, politischen und historischen Kontexte mit einbeziehen. Stattdessen dreht man weiter am ganz großen Rad, wird noch immer an die große Katharsis geglaubt, an den Erkenntnisfortschritt der eigenen Disziplin, durch den die Fehler im System ausgemerzt werden, um dann beim nächsten Mal zuverlässiger zu sein. Erhalten geblieben ist den Ökonomen also ein ziemlich linearer Fortschrittsglaube, der davon ausgeht, dass die Wissenschaft am Ende aller Irrwege doch einmal zu den letzten Wahrheiten vorstoßen werde. Eben das ist der Sinn des Zitats von Robert Samuelson zu Beginn dieses Textes: »Funeral by Funeral, Economics does make progress« – selbst da, wo es zu Rückschlägen kommt, schreiten die Ökonomen auf ihrem Weg zur großen Erkenntnis weiter voran.

Und so haben sie bisher noch jeden Fehlschlag weggesteckt. Wer die Entwicklung der jeweils herrschenden Lehrmeinungen in der Ökonomik in den letzten hundert Jahren betrachtet, der wird zwar feststellen können, dass die Wirtschaftswissenschaften in der Tat immer wieder mit Theorieadaptionen auf das Scheitern einer bestimmten, dominierenden Wirtschaftspolitik reagiert haben. Interessanter dabei ist aber, mit welcher Vehemenz dann oft das gesamte Fach die Richtung wechselte, so dass es zur Herausbildung neuer »Orthodoxien« kam. Als 1929 die große Weltwirtschaftskrise begann, schwören die Ökonomen noch fast überall auf den Wirtschaftsliberalismus und glaubten nicht im Traum daran, dass Märkte dauerhaft aus dem Gleichgewicht geraten könnten. Da sich diese Annahme im Verlauf der Depression als Trugschluss erwies, gewannen bisherige Minderheitenpositionen für eine aktive Konjunkturpolitik an Zulauf und der Wind drehte sich rasch.

⁷ Vgl. John Dupré, *Human Nature and the Limits of Science*, Oxford 2003.

In den 1950 und 1960er Jahren dominierten dann keynesianische Ansätze. Die Keynesianer wiederum reagierten paralysiert auf die in den 1970er Jahren auftauchende sogenannte »Stagflation«, also die Kombination aus wirtschaftlicher Stagnation bei gleichzeitiger Geldentwertung – was nach ihren Modellen gar nicht hätte passieren dürfen. Nach einigen Jahren der Grabenkämpfe folgte schließlich die Wende zum »Monetarismus«, für den die Chicagoer Schule um Milton Friedman stand. Etwa zu Beginn der 1980er Jahre hatte sich diese Lehre schließlich ebenso unangefochten als Paradigma durchgesetzt wie zuvor der Keynesianismus.

Aber es ist eben genau diese Tendenz zur Herausbildung eindeutiger Orthodoxien, welche die Wirtschaftswissenschaften von Zeit zu Zeit zu einer so deutungsmächtigen Instanz gemacht hat und die auch die unterschiedlichen Erfolgsbedingungen zwischen dem »Intellektuellen« und dem »Experten« in besonderer Weise verdeutlicht. Denn während der Intellektuelle den Streit mit anderen Intellektuellen braucht, um öffentliche Aufmerksamkeit zu erlangen, verhält es sich beim Experten ein wenig anders: Wissenschaftliche Expertise wirkt nur dann als eindeutige Autorität, wenn sie relativ einstimmig vorgebracht wird. Genau diesen Eindruck haben die Ökonomen zu verschiedenen Zeiten erwecken können, beispielsweise in den 1960er Jahren, als der Konsens innerhalb des Faches, mit den neuen Methoden keynesianischer Konjunktursteuerung sei man am »Ende aller Krisen« angelangt, seine Wirkung auf die Risikobereitschaft der Politik und auf das Anspruchsdenken der Bürger nicht verfehlte.⁸ Und als sich in den 1990er Jahren fast überall in Europa sozialdemokratische Parteien sehr einseitig auf die Seite der Angebotspolitik schlugen, da war dies eben auch zum Teil der Kapitulation vor dem Trommelfeuer einer fast schon uniformen »Expertenmeinung« geschuldet, die annahmte, anders seien die Probleme nicht mehr in den Griff zu bekommen, die »Vernunft« müsse sich endlich durchsetzen und die neoliberale Roskur sei daher ohne jede Alternative.

Kurz gesagt: Wo die Politik selbst sich über die Maßstäbe ihres Handelns nicht mehr recht im Klaren und auf der Suche nach Orientierungspunkten ist, da scheinen die Bedingungen für den Typus des vermeintlich unpolitischen Experten, der eine technische Lösung der Dinge anbietet, besonders günstig zu sein. Das lässt vermuten, dass die Ökonomen auch in Zukunft eine wichtige Stimme bleiben werden.

8 Vgl. Torben Lütjen, Karl Schiller. Superminister Willy Brandts, Bonn 2007.



Dr. Torben Lütjen, geb. 1974, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Deutsches und Internationales Parteienrecht und Parteienforschung in Düsseldorf.